

Schul.Land.Oberösterreich

Univ. Prof. Dr. Josef Christian Aigner

Professor für Psychoanalytische Pädagogik und Psychosoziale Arbeit

Fakultät für Bildungswissenschaften, Leopold Franzens Universität Innsbruck

Die Bedeutung von Männern in Bildung, Erziehung und sozialer Arbeit

In den letzten Jahren mehren sich zunehmend Stimmen und Kommentare, die mehr männliche Beteiligung an Erziehung, Bildung und sozialer Arbeit im Kontakt mit Kindern und Jugendlichen – auch und vor allem in Schule und Kindergarten - einfordern.

Dies muss freilich vor dem Hintergrund einer doppelgleisigen Entwicklung gesehen werden: einerseits wurde spätestens mit 1968 die berechtigte und überfällige Kritik und Relativierung der väterlich- patriarchalen Autorität proklamiert. Andererseits begann kurz darauf und v.a. durch die neuere Frauenbewegung die Kritik an der Absenz von Vätern in erzieherischen Prozessen. Ein zweiseitiger Prozess also: hier die Unzufriedenheit und Zurückweisung väterlicher Autorität klassischen Zuschnitts, dort der Mangel an väterlicher Zuwendung gegenüber Kindern und Jugendlichen – zunächst beschränkt auf die Familie.

Wenn wir nun an den raschen Wandel des Vaterbilds in den letzten drei oder vier Jahrzehnten denken, dann war der Typus des gut-bürgerlichen Vaters, der fleißig seinem Beruf nachging und umsichtig dafür sorgte, dass die Familie finanziell ausreichend und in die Zukunft hin versorgt sei, ein „guter Vater“.

Seither jedoch hat sich das Anspruchsniveau für Männer als Väter radikal gewandelt und wir erwarten viel mehr von diesen Männern als es einst der Fall war: sie sollen einerseits „ihren Mann stehen“ im Job, andererseits zu Hause auch fürsorglich, kindzugewandt, einfühlsam, spiel- intensiv usw. sein – nicht wenig, wenn man bedenkt, dass die Berufswelt, in die junge Männer immer noch wesentlich stärker hinein sozialisiert werden und einbezogen sind, als Frauen, seither ebenfalls „intensiver“ – um nicht zu sagen brutaler geworden ist.

Nun war die neu aufkommende Rede von der Bedeutung der Väter sowohl in der Fachwelt als auch im Alltagsverständnis meist auf ältere Kinder bezogen; erst wenn sie laufen können, wusste der Volksmund, wird auch der Vater als – sagen wir – „Nebenfigur“ interessant. Bedeutende Autoren und Autorinnen(!) wie etwa die französische Psychoanalytikerin Françoise Dolto meinte noch in den 1990-er Jahren, dass das Baby für den Mann nicht wichtig sei und er sich deshalb darum nicht kümmern brauche, ja dass dies ganz „natürlich“ sei (zit. n. Le Camus 2001)! Viele andere Autor/innen vergessen den Vater in entwicklungspsychologischen Lehrbüchern entweder überhaupt – ein Beispiel ist der verdienstvolle englische Psychoanalytiker Donald Winnicott (1984)! – oder sie räumen ihm nur eine marginale Position ein. Bei den bedeutendsten Autoren wie etwa bei René Spitz („Vom Säugling zum Kleinkind“, 1972) ist ausschließlich von der Bindung des Kindes an die Mutter die Rede. Die neuerdings boomende Bindungstheorie John Bowlbys (2003) entdeckte den Vater auch erst spät – dann allerdings deutlich.

Entscheidend für die neuen Anforderungen an Väter war, dass im Bereich der Geschlechterpolitik die herkömmliche bürgerliche Rollenaufteilung zwischen Mann und Frau grundlegend in Frage gestellt wurde. Der Mann wurde dabei als „patriarchales Mängelwesen“ aufgefasst, dessen Versagen einesteils sozialstrukturell und gesellschaftskritisch analysiert wurde, andererseits moralisch eingeklagt wurde: was für ein schlechter Vater!

Paradigmatisch für die sozialstrukturell-gesellschaftskritische Ebene der Analyse, die heute leider oft zugunsten der moralischen Empörung zu kurz kommt, ist Alexander Mitscherlichs bahnbrechendes Monumentalwerk „Auf dem Weg zur Vaterlosen Gesellschaft“ (1963), das das Verschwinden der Väter im Zusammenhang mit der Entwicklung der kapitalistischen Industrie- und Konsumgesellschaft analysierte.

Wirtschaft und Gesellschaft würden den Mann als Berufsmann immer mehr aus dem Einflussbereich der Familie fernhalten und ihn für die Kinder immer „unsichtbarer“ werden lassen. Die Entfremdungsmechanismen des kapitalistischen Wirtschaftens täten schließlich das ihre dazu, um diesen einst souveränen Vater-Mann auf allen Schichtebenen zu einem wenig greifbaren oder achtenswerten Anhängsel der Produktionsmaschinerie zu machen.

In der Folge kam eine Entwicklung in Gang, die den Mann als Vater für eine „Defizitkreatur“ hielt und die eine erzieherische Qualität der Vater-Kind-Beziehung zuerst einmal durch Anpassung an gewohnt Mütterliches zu erzielen versuchte: Väter sozusagen als „Mutterersatz“ oder – wie der Frankfurter Psychoanalytiker Jörg Bopp das boshaft nannte: als „Mapis“ (Bopp 1984). Parallel dazu tauchten alle möglichen Selbsthilfe-Männergruppen auf, die sich in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen ebenfalls diesem androgynen Ideal verschrieben hatten.

Erst Mitte der 1980-er Jahre kam es dann zu einer differenzierteren Auseinandersetzung um die Rolle des Vaters, vor allem auch durch die europäische Rezeption der US-amerikanischen Forschungen zur frühen Triangulierung (Abelin 1980, 1986). Danach hatte der Vater, auch der patriarchale, durch seine Präsenz im Beziehungsdreieck Vater-Mutter-Kind immer schon eine bedeutende Rolle, die weniger quantitativ, also von seiner Präsenz her, als qualitativ von seiner „Wirkmächtigkeit“ her (auch vermittelt der Bilder, die die Mutter über ihn in sich trägt und weitergibt) abhängt.

Auf diese Phase der systemischen Durchdringung der Vaterbeziehungen und der Analyse der phantasierten und innerpsychischen Bilder, die Kinder von Vätern haben, folgte dann eine Welle eher besorgniserregender Arbeiten aus dem klinischen Bereich, die zeigen wollten, dass tatsächlich die Präsenz eines leibhaftigen Vaters von großer Bedeutung sei und Kinder aus Familien ohne Vater deutlich häufiger Klientinnen und Klienten von kinderpsychiatrischen und –psychologischen Diensten sind. Auch hinsichtlich anderer Belastungen fallen vaterlose Kinder auf, wobei allerdings oft ein multifaktorielles System an erschwerenden Existenzbedingungen bei solchen Familien anzutreffen ist.

Wozu überhaupt Vater?

Freilich fragt man sich auch zu Recht nach dem aktuellen Stand der Forschung über die Fähigkeiten, die einem Mann als Vater im Umgang mit Kindern überhaupt zukommen – und was davon an erzieherischen Effekten zu erwarten ist. Dazu kann cursorisch folgendes gesagt werden:

Männer sind zunächst einmal mitnichten weniger geeignet zur Pflege und zum Aufziehen von Kindern von klein auf! Zwar gibt es durch Schwangerschaft und Geburt eine größere biologische Nähe von Frauen und deren Kindern, aber insbesondere die moderne Bindungsforschung konnte nachweisen, dass daraus nicht eine höhere Fähigkeit zur Betreuung und Erziehung von Kindern resultiert! Dies muss quasi auch von Müttern erst „by doing“ erlernt werden. Zwar kann man immer wieder von der höheren Sensibilität von Frauen gegenüber den Bedürfnissen der Kleinkinder hören, aber dies ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, dass sie qua Kulturgepflogenheit von Anfang an wesentlich mehr mit den Säuglingen zusammen sind. Es ist z.B. eine Tatsache, die viele selbst beobachten konnten, dass wenn die Aufgabenteilung etwa nachts klar definiert ist und – bis aufs Stillen – der Mann die nächtliche Aufmerksamkeit übernimmt (und dazu auch bereit ist!), er dieselbe Hellhörigkeit gegenüber dem nächtlichen Kinderweinen entwickelt, wie eine dazu bereite Frau sie hat!

Die Bindungsforschung hat denn auch jede Menge Befunde dafür erbracht, dass die „Feinfühligkeit“ der Väter (eines der entscheidendsten Bindungskriterien generell) mit den frühen Kontakten zwischen Männern und ihren Kindern zu tun hat (vgl. Le Camus 2001, S. 104 f.). Und schon die Forschungen von Papousek / Papousek aus dem Jahr 1987 lassen erkennen, dass es keinen Unterschied in der kommunikativen Kompetenz zwischen Vätern und Müttern gegenüber ihren Kindern gibt – Le Camus resümiert: „Mutter und Vater stellen sich beinahe auf gleiche Weise auf das Entwicklungsniveau des Babys ein: auf gleiche Weise sprechen sie auf einem hohen Tonregister und auf gleiche Art reden sie mit ihm in vereinfachter Sprache (ebd., S. 58).

Es hängt also letztlich auch bei Männern von der *Bereitschaft und Verantwortungsübernahme* und damit von der *Qualität der Beziehung* ab, die sie als Väter zu Kindern aufnehmen können – was natürlich wiederum stark von den eigenen Elternbeziehungen und der daraus resultierenden Bindungssicherheit abhängt. Dies alles heißt jedoch nicht, dass Väter – in unserer wie in anderen Kulturen – nicht *anders* umgehen und umgehen sollen mit ihren Kindern, als Frauen und deren Mütter es tun.

Was bringen Männer in die Erziehung ein?

Es ist ein mittlerweile bekanntes Faktum, dass Väter (und wir finden das *auch* wichtig so!) andere Schwerpunkte im Umgang mit Kindern setzen: sie setzen eher auf spielerische Aktivitäten und auf die daraus entspringenden Anforderungen (Zielstrebigkeit usw.), während Mütter eher auf pflegende, sorgende Aktivitäten hin ausgerichtet sind. Auch die Art des Spielens unterscheidet sich: Männer sind hier eher etwas grobschlächtiger (nicht nur Buben gegenüber), körperbetonter, kämpferischer, währenddessen Frauen sanfter und weniger fordernd spielen. Dornes (2006) vermutet und glaubt auch Belege liefern zu können, dass diese körperbetontere und forschere Art zu spielen für die Kinder eine wichtige Voraussetzung zum Erwerb eines kontrollierten Umgangs mit Aggression bereitstellt. Im kommunikativen Umgang mit Kindern, für den sie wie gesagt annähernd dieselben Voraussetzungen mitbringen wie Frauen, neigen Männer nachgewiesenermaßen mehr zu höheren Anforderungen an die Kinder, weil sie weniger vertraute Wörter verwenden, sozusagen die „fremde Welt“ draußen in den Kontakt zu den Kindern einbringen – also weg von den dyadischen Sprachgewohnheiten der Mutter-Kind-Beziehung und hin zu einer „polyadischen“ Sprache (vgl. ebenfalls Le Camus 2001, 59 ff.). Auch sind Väter hierbei wiederum fordernder, herausfordernder und stärker handlungsorientiert, auch was die Bewältigung konkreter Aufgabenstellungen betrifft.

Die Bindungsforscher/innen (allen voran Kindler und Grossmann 2008) sprechen ausdrücklich auch den Männern eine „intuitive Kompetenz“ zur Interaktion mit Säuglingen zu, wobei sich diese „väterlicher Vermittlungsgüte“ aus Sensitivität und Fürsorglichkeit, die auch der Vater mitbringt, zusammensetzt – freilich unter der Voraussetzung, dass dieser von seiner eigenen Biografie und seinem soziokulturellen Umfeld (Partnerschaft und Beruf, wobei letzteres Feld noch sehr wenig erforscht ist!) her über genügend positive Ressourcen verfügt. Auch lässt sich aus diversen Bindungsstudien zum väterlichen Verhalten mehr Offenheit gegenüber den Söhnen – dazu noch später – als gegenüber den Töchtern zeigen (S. 251 f.).

In der Folge bewirken einfühlsame und herausfordernde Väter größeres Selbstvertrauen der Kinder in Richtung Lösungskompetenzen und stärkere Anreize zur Entwicklung von Eigenständigkeit (vgl. Le Camus 2001, 71 f. und Walter [Hg.] 2002). Insgesamt scheinen gut einfühlsame Väter bei ihren Kindern v.a. eine höhere Sozialkompetenz hervorzubringen. In seinem neueren Buch „Vater sein heute“ schildert Le Camus (2006) auch noch bedeutende weitere Folgen guter Vaterbeziehungen: die Kinder seien Unbekannten gegenüber aufgeschlossener, sicherer und unternehmensfreudiger. Auch seien Selbstbeherrschung, Respekt und Sinn für Regeln bei gut vatergebundenen Kindern besser entwickelt (S. 56). Es gibt psychoanalytische Annahmen, dass das so genannte „Fremdeln“ gegenüber Unbekannten, also die vielzitierte „8-Monats-Angst“, etwas mit der Distanz zwischen Vätern und Säuglingen zu tun hat und bei früh vaterbezogenen Kleinkindern wesentlich undeutlicher auftritt oder gar unterbleibt.

Die verschiedenen Ergebnisse zu den besseren kognitiven und schulleistungsbezogenen Fähigkeiten bei guter Vaterbeziehung spare ich hier aus, sie lassen sich teilweise (kommunikative und sprachliche Herausforderung) schon aus dem Gesagten ableiten und sind im Zuge der PISA-Diskussion relativ bekannt geworden.

Ein Wort noch zum heute so modernen *Missbrauchsverdacht* gegenüber Männern, die sich mit Kindern beschäftigen und der auch junge Väter zunehmend verunsichert: in einer unserer Studien zur Attraktivität des Kindergartenpädagoginnenberufs für junge Männer und Schüler (die sich in Österreich als einem der letzten europäischen Länder ja schon mit 14 oder 15 Jahren dafür entscheiden müssen...) stellten wir etwas erschrocken fest, dass das Vorurteil, Männer, die in Kindergärten arbeiten wollen, seien ohnehin „Schwule oder Pädophile“, bei bis zu 27% der jugendlichen

Interviewpartnern (z.B. in Hauptschulen) relativ stark verbreitet ist. Was –so müssen wir uns doch fragen - ist das für ein Männer-Selbstbild Heranwachsender, wenn die berufliche Beschäftigung mit Kindern schon Grund für einen derartigen Verdacht ist? Wie tief ist der Missbrauchsdiskurs da in eine sehr junge Generation eingedrungen? Wie bedeutsam ist ein derartiger „Generalverdacht“ gegenüber kindzugewandten Vätern und Männern

In Wirklichkeit ist es nämlich de facto umgekehrt, das heißt, dass Missbrauchsfälle in Kindergärten absolut seltene Einzelfälle sind – sehr viel seltener als sexueller Missbrauch in Familien und im Familienumfeld und statistisch gesehen so gering, dass er gar nicht ausgewiesen werden kann. Einzelne Vorkommnisse dieser Art in Kinderbetreuungseinrichtungen werden freilich in den Medien spektakulär ausgeschlachtet und voyeuristisch verarbeitet. Von einer „Gefahr“ pädophiler Männer, die sich als Kindergartenpädagogen ausbilden lassen, kann demnach in keiner Weise gesprochen werden.

Natürlich arbeiten in Kindergärten auch schwule Männer, aber warum müssen die gleich pädophil sein? In manchen Ländern wie etwa im katholischen Spanien gibt es sogar Organisationen (wie auf einer unserer letzten internationalen Tagung im September 2008 in Berlin), die offen für schwule Männer als Kindergartenpädagogen werben. Deren Anteil ist aber genau so groß wie in anderen sozialen Berufen. Immer noch wird Schwul-Sein in der Öffentlichkeit mit Missbrauch gleichgesetzt. Dies ist ein völlig unbegründetes Vorurteil. Schwule Männer können oft sehr gut mit Kindern umgehen und viel weniger an Gewalt und Missbrauch von Kindern geschieht aus der Hand homosexuell liebender Menschen als durch heterosexuelle Männer und Frauen. Aber dies ist ein Tabu, das in unserem Land wahrscheinlich noch vieler Anstrengungen bedarf, um halbwegs sachlich diskutiert werden zu können.

Welche erzieherischen Auswirkungen haben nun Männer auf Kinder?

Die Ergebnisse der Vaterforschung sind natürlich nicht deckungsgleich auf professionelle erzieherische Kontakte zwischen Männern und anderen Kindern übertragbar. Dennoch finden wir Parallelen:

So wirken Männer häufig spontan anregender und spannender für die Kinder, und sei es nur aufgrund der Ungewohntheit des erzieherischen Kontakts zu Männern: jeder, der es einmal gesehen hat, kennt die aufgeregte um einen Mann im Kindergarten herumschwirrende Traube der Kinder. Als Erzieher bevorzugen Männer

auch hier eher grobmotorische Spiele, Wettkämpfe, auch Rangeleien. Sie werfen kleine Kinder in die Luft, wenn sie mit ihnen spielen, gehen „risikoreicher“ um mit ihnen. Das fordert Kinder heraus, bündelt sozusagen die in ihnen steckende Energie und zähmt auch ein Stück überschüssiger Wildheit und Aggression. Auch ihr Lern- und Neugier-Verhalten wird als ausgeprägter im Kontakt mit männlichen Erziehern beschrieben.

Ein wichtiges Thema stellt die Problematik dar, die seit dem bahnbrechenden kleinen Buch von Schnack und Neutzling (1990) - „Kleine Helden in Not“ - aufgekommen war und in den letzten 5 Jahren ihre Hochblüte erlebte: die Rede von den Buben als den „neuen Verlierern“. Ulf Preuss-Lausitz, ein prominenter Berliner Sozial- und Erziehungswissenschaftler dazu in der „Berliner Morgenpost“ vom 17.11. 2008: Burschen würden heute den größeren Teil der lernschwachen Schüler ausmachen, an Haupt- und Sonderschulen sei ihr Anteil bis zu 75 Prozent. Sie verließen die Schule häufiger als Mädchen ohne Abschluss, seien sozial auffälliger, blieben häufiger sitzen, neigten stärker zu Gewalt und würden häufiger als hyperaktiv eingestuft.

„Richtig große Sorgen machen uns rund 20 Prozent der Jungen, um die müssen wir uns dringend kümmern. Das gilt für Jungen aller Schulformen. In Berlin sind zum Beispiel unter den Abiturienten 55 Prozent Mädchen, aber nur 45 Prozent Jungen. Auch ist die Drop-out-Quote der Jungen höher als die der Mädchen. Das setzt sich bei den Studienabbrechern fort. Studien wie Pisa und Iglu haben diese Fakten erstmals öffentlich gemacht“ (ebd.).

Am Beispiel der Lesekompetenz, die bei Mädchen deutlich höher ausgebildet ist als bei Jungen, versucht Preuss-Lausitz zu zeigen, dass dies mit geschlechtsspezifischen Vorgaben zu tun hat: die schulischen Lesetexte seien vielfach „mädchengerechter“ in Inhalt und Interessensgebiet (z.B. Haustiere oder Familie), während „jungengerechte“ Themen, „in denen es auch um Technik, Fantasie und Science-Fiction geht“, wenig vorkommen (ebd.).

Preuss-Lausitz macht auch darauf aufmerksam, dass nach entsprechenden Schul- und Unterrichtsforschungen Lehrerinnen oft „ein emotionales Problem mit lauten, unruhigen Jungs und deren Macho-Gehabe“ hätten. Mädchen hingegen würden oft besser bewertet, weil die aus Sicht einer weiblichen Schul- und Anspruchskultur „sozialeren“ Haltungen der Mädchen unbewusst mit in die Bewertung einfließen (ebd.).

Jungs hätten dagegen auch einen stärkeren Bewegungsdrang, der oft als Unruhe und Störfaktor erlebt würde; deswegen müssten motorische Elemente regelmäßig in den Tagesablauf eingebaut werden. Im Unterricht wie im Schulleben sollte mehr Expressivität zugelassen, aber auch Verantwortung und Fürsorge durch Jungen gefördert werden (ebd.).

ABER...

Freilich müssen diese Ergebnisse in ihrer Eindeutigkeit hinterfragt werden: es gibt verschiedenen Untersuchungen zufolge mehr sehr schlechte und schwache Schüler unter den Burschen, aber auch mehr sehr gute Schüler, als dies unter Mädchen der Fall ist. Wegen dieser Spitzengruppe und wegen ungleicher Gruppen innerhalb der Geschlechtersamples – so die Relativierung - sollte nicht von einer „Jungenkatastrophe“ gesprochen werden. Miguel Diaz, Bielefelder Soziologe und Projektkoordinator des Bundesprojekts "Neue Wege für Jungs", warnt deshalb vor solchen Schlagworten: "Das schmiedet eine Homogenität, die es überhaupt nicht gibt. Jungen sind vielfältig und wir müssen sie auch genau so behandeln" (In: Bayerischer Rundfunk, 28.10.2008).

Warum aber dann dieses häufige schlechtere Abschneiden der Buben in der Schule als das der Mädchen? Die Ursachen sind empirisch wenig erforscht. Mehr Männer als Lehrer und Erzieher – so lauten viele und durchaus plausibel klingende Erfahrungsberichte: „Mein Sohn war ein Schulversager; dann kam ein Lehrer, mit dem er was anfangen konnte, und seine Leistungen waren plötzlich überdurchschnittlich!“, schildert mit ein Bekannter, Psychoanalytiker und Krankenhausseelsorger, sicher kein Vertreter oberflächlicher Geschlechterklischees. Andererseits zweifeln manche an diesem Patentrezept: freilich sei der gesamte pädagogische Bereich für Buben über Jahre hinweg über Jahre nur mit Frauen besetzt erfahrbar. Erst sind es die Mütter, dann die Kindergärtnerinnen, dann an den Grundschulen eine übergroße Mehrheit an Lehrerinnen. Klaus Hurrelmann hat deshalb in einem Interview sogar einmal eine Männerquote für pädagogische Einrichtungen gefordert.

Aber einen harten Beleg, dass diese Feminisierung der Erzieher- und Lehrberufe die Leistungen und das Wohlbefinden der Buben negativ beeinflussen würden, gibt es bislang nicht – allein schon deshalb nicht, weil es ungemein schwierig ist, die um die Schule herum wirksamen Faktoren von „Männer-Fehlen“ ausreichend zu würdigen. Unsere Forschungsgruppe an der Universität Innsbruck ist zunächst einmal daran, die Wirkung männlicher Kindergartenpädagogen auf Buben und Mädchen im Vergleich zu „konventionell“ betreuten Kindern über zweieinhalb Jahre zu studieren und zu beobachten. Davon erwarten wir uns einschlägige Erkenntnisse, allein: wir haben sie noch nicht. (Vgl. <http://www.uibk.ac.at/ezwi/elementar/>)

Überkommene Rollenklischees und ihre Wirkung spielen jedenfalls eine Rolle – und daran knüpft mit einiger Plausibilität der Schluss, dass es mit mehr Männern als Lehrer, die mehr Verständnis und weniger Aversion gegenüber männlichen (insbes. pubertären) Klischees hätten, vorteilhafter für die Buben zuginge: deren Verhaltenscodes kollidieren vielfach mit heutigen Schulnormen, während das „brave Mädchen“ oder zumindest stillere Formen der Aggressions- und Frustrationsverarbeitung in diesem System eher belohnt und akzeptiert werden. Für den Kinder- und Jugendpsychologen Wolfgang Bergmann aus Hannover geht die Schule generell an der Lebenswirklichkeit vorbei, worauf Burschen heftiger und unangepasster reagierten als Mädchen. „Die Schule ist was für Mädchen“, könnte man resümieren (Vgl. Bergmann 2008).

Sehr entscheidend scheint insgesamt aber auch das Elternhaus zu sein, das den Bildungserfolg nach wie vor auch unabhängig von der Schulform massiv mit vorbestimmt. Das Elternhaus samt den ihm innewohnenden verschiedensten sozialen Faktoren, der ethnischen Herkunft und dann erst des Geschlechts. Die Chancen eines Arbeiterkindes etwa, die Hochschulreife zu erlangen, sind gegenüber dem Kind aus bildungsbürgerlichem Elternhaus nach wie vor etwa 12-mal geringer. Staat und Wirtschaft müssen letztlich die Rahmenbedingungen und die Strukturen herstellen, damit Familien über ausreichendes Arbeitseinkommen ebenso und damit zusammenhängend über genügend Anreizniveau für Mädchen wie Burschen verfügen.

Zur Ausbildung von Männern im Sozialen Berufsfeldern

Ein Blick auf die von Frauen dominierte sozialberufliche Szene: Sozialberufe sind – ähnlich wie die familiären Erziehungsaufgaben – nach wie vor und in manchen Feldern (wie etwa der Psychotherapie) erneut „Frauensache“. Lange Zeit machten die Feministinnen der 80-er Jahre – wie etwa Carol Gilligan – sogar eine spezifisch „weibliche Moral“, die so etwas wie Fürsorge für Schwächere beinhaltet, dafür verantwortlich. Elisabeth Beck-Gernsheim etwa konstatierte eine „weibliche Kultur“ und „weibliches Arbeitsvermögen“ hinter diesem Trend zur Dominanz weiblicher sozialer Berufstätiger (vgl. Matzner 2007, S. 25).

Tatsache ist, dass Männer, wählen sie einen solchen Beruf, sich mehr oder weniger konträr zu ihrer kulturbedingten Geschlechtsrolle verhalten, Frauen hingegen bestätigen diese Rolle, wie man bis hin zu den Aussagen feministischer Autorinnen sieht.

Tatsache ist aber auch, dass der Bedarf an Hilfen und Unterstützung von Burschen und Männern wesentlich höher ist als das Angebot! Man denke nur an die relativ schütterten Männerberatungsstellen und die doch relativ flächendeckend verbreiteten Angebote für Frauen. Oder man stelle sich einmal vor, auf kommunaler Ebene ein „Männergesundheitszentrum“ zu fordern; garantiert werden es heute Forderungen dieser Art nicht leicht haben, obwohl – und dies ist ein auffallender Widerspruch - Männer in unserer Gesellschaft gesundheitlich wesentlich belasteter und gefährdeter sind als Frauen und es eigentlich eine egalitäre Selbstverständlichkeit sein könnte, dass der Staat sich für beides in gleicher Weise zuständig fühlt. Ist aber nicht so! Die meisten Angebote sind eindeutig – und oft sehr einseitig – auf Frauen ausgerichtet.

„Männer und männliche Jugendliche wurden oft erst dann zu Adressaten der Wohlfahrtspflege, wenn sie als gesellschaftlich schädlich eingeschätzt wurden oder wenn sie sich in extremen Notlagen befanden“ (Matzner, 2007, S. 14). Ersteres mag auch mit ein Grund dafür sein, dass über Männer in unserer Gesellschaft zunehmend eine „Misandrie“, also eine Sammlung männerverachtender Grundannahmen, verbreitet wird, eben weil man Männer und Männerprobleme in ihrer Eigenart erst wahrnimmt, wenn sie Gefahr und Schaden für Mitmenschen bedeuten können.

Frauen und Mädchen begegnet man als Klientinnen in der sozialen Berufswelt dagegen eher mit Empathie und Anteilnahme.

Männern gegenüber werden schneller und eher Kontrollbedürfnisse, Disziplinierung und – eben – Verachtung und Bestrafung aktiviert. Einem breitem Hilfskaleidoskop für Mädchen (Gewalt, Gesundheit, Prostitution, berufliche Förderung, bis vor kurzem auch dem „Girls Day“) stehen relativ bescheidene Hilfsangebote für Burschen – und die meist nur in Groß- oder Universitätsstädten – gegenüber.

Insgesamt ist das Gender-Thema, sind Gleichbehandlungs- und Gendermainstreaming- Initiativen bislang allzu einseitig auf Frauen und Mädchen ausgerichtet. Fast immer stehen, wenn es um Gendermainstreaming geht, frauen- und mädchenspezifische Themen im Vordergrund, was historisch ja verständlich war und auch notwendig ist, was aber langsam einem breiteren Blick weichen müsste. Selbst in Standardwerken sozialberuflicher Theorie und Praxis finden wir häufig eine verbreitete Ignoranz von Jungen- und Männerproblemen: eindimensional werden sie pauschal als Täter und Mädchen als Opfer dargestellt, fast nie taucht der Faktor auf, dass sie auch(!) Verlierer oder Opfer gesellschaftlicher Verhältnisse sein können, von Verhältnissen also, die es letztlich mit beiden Geschlechtern nicht immer gut meinen oder deren Strukturen beide nachhaltig beeinträchtigen. Dass Jungen und Männer sehr viel häufiger Opfer von Gewalt sind und werden (freilich meist durch andere Männer), geht dabei oft unter (Matzner, 2007, S. 22 f.).

Männliche Heranwachsende und Männer werden häufig als „Missbraucher oder abwesende Väter“ dargestellt, andere Perspektiven bleiben stark im Hintergrund: „Obdachlose, arbeitslose, Strafgefangene, kranke, behinderte alte oder geschiedene Männer interessieren die Forschung im Unterschied zu Frauen in entsprechenden Situationen bisher wenig“, betont Matzner (ebd. 23).

Das muss anders werden: wenn wir uns für ein gedeihliches Zusammenleben der Geschlechter von klein auf in Schule und Gesellschaft interessieren, dann müssen Tendenzen der Vernachlässigung des einen zugunsten des anderen Geschlechts und umgekehrt kritisch analysiert und pädagogisch aufgearbeitet werden. Wenn Alice Schwarzer noch Ende der 90-er Jahre in der „Emma“ schreibt: „Wenn wir wirklich wollen, dass es den Mädchen besser geht, dann müssen wir dafür sorgen, dass es den Jungen schlechter geht“, dann darf das nicht augenzwinkernd und „political (pseudo!) correct“ hingenommen werden; dann müssen wir dafür Partei ergreifen, dass auch die kleinen Buben nicht einfach so sind, wie sie sind, sondern von einem System struktureller Herrschaft, das auf jahrhundertelanger Tradition tief in unsre Kultur eingemeißelt ist, so gemacht wurden.



Und es darf auch nicht länger so sein, dass Männer mit dem moralischen Zeigefinger recht simpel als Versager, flüchtige oder unverantwortliche Väter gemäßregelt werden – auch, weil das nichts nützt und wir sie eher vertreiben mit solcher Schelte; es muss vielmehr kritisch analysiert werden, wie diese Väter und Männer so geworden sind, wie sie sind.

Männer in Bildung, Erziehung und sozialer Arbeit haben dabei eine ganz wichtige Funktion: sie zeigen auf, dass es auch andere Bilder und gesellschaftliche Einsatzmöglichkeiten von „Männlichkeit“ gibt; sie geben den männlichen Heranwachsenden identifizierenswerte Vorbilder; sie leisten – so hoffe ich – ein Stück weit „parteiische Bubenarbeit“, wie einst die parteiliche Mädchenarbeit notwendig und gesellschaftlich vorwärtstreibend war – hin zu mehr Gleichheit der Geschlechter, hin auch zu – ein Zukunftsbild – mehr Verständnis unter den Geschlechtern, weg von gegenseitiger Beschuldigung, wie schlimm das jeweils andere Geschlecht uns mitgespielt hätte. Hin auch zu mehr Klarheit, was es ist, das es zu bekämpfen gilt: das andere Geschlecht (das ja ebenfalls Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse ist) und seine Repräsentanten oder aber insgesamt ein System verletzender Geschlechterverhältnisse und seiner Repräsentanten, die unter beiden Geschlechtern verteilt sind.

Literaturverzeichnis

- Abelin, Ernest (1980): Triangulation, the role of the father, and the origins of core gender identity during the rapprochement subphase. In: LAX R. F. et al. (Hg.): Rapprochement. Aronson, New York
- Abelin, Ernest (1986): Die Theorie der frühkindlichen Triangulation. Von der Psychologie zur Psychoanalyse. In: STORK, J. (Hg.): Das Vaterbild in Kontinuität und Wandlung. S. 45 - 72.. Stuttgart-Bad Cannstadt: Frommann-Holzboog
- Ahnert, Lieselotte (2008): Frühe Bindung. Entstehung und Entwicklung. München: Reinhardt
- Bergmann, Wolfgang (2008): Kleine Jungs – große Not. Wie wir ihnen Halt geben. Weinheim und Basel: Beltz
- Bopp, Jörg (1984): Die Mamis und die Mapis. Zur Abschaffung der Vaterrolle. In: Kursbuch 76 , Rotbuch Verlag. 53 - 74
- Bowlby, John (2003): Bindung und menschliche Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta
- Dornes, Martin (2006): Die Seele des Kindes. Entstehung und Entwicklung. Frankfurt a.M.: Fischer
- Hollstein, Walter; Matzner, Michael (Hg) (2007): Sozialarbeit mit Jungen und Männern. München: Reinhardt
- Kindler, Heinz u. Grossmann, Karin (2008): Vater-Kind-Bindung und die Rollen von Vätern in den ersten Lebensjahren ihrer Kinder. In: Ahnert, Lieselotte: Frühe Bindung. Entstehung und Entwicklung. S. 240 – 255. München: Reinhardt
- Le Camus, Jean (2001): Väter. Die Bedeutung des Vaters für die psychische Entwicklung des Kindes. Weinheim & Basel: Beltz
- Le Camus, Jean (2006): Vater sein heute. Für eine neue Vaterrolle. Weinheim und Basel: Beltz
- Matzner, Michael (2007): Jungen, Männer und Männlichkeit in der Sozialen Arbeit. In: Hollstein, Walter; Matzner, Michael(Hg): Sozialarbeit mit Jungen und Männern. S. 13 – 32. München: Reinhardt
- Mitscherlich, Alexander (1963): Auf dem Weg zur Vaterlosen Gesellschaft. München: Piper
- Schnack Dieter; Neutzling, Rainer (1991): Kleine Helden in Not. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt
- Spitz, René (1972): Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehungen im ersten Lebensjahr. Stuttgart: Klett
- Walter, Heinz (Hg.) (2002): Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen: Psychosozial